

Damals in der Schulzahnklinik : die "Rossmetzg" - eine nachhaltige Erinnerung

Autor(en): **Reidiger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): - **(2015)**

Heft 5: **Kinderwelten**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-843211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die «Rossmetzg» – eine nachhaltige Erinnerung

Der Akzent-Leser Alfred Reidiger litt in seiner Jugend am, wie er es nennt, «Rossmetzg-Syndrom», einem Krankheitsbild, das noch nicht im Pschyrembel, dem klinischen Wörterbuch, aufgenommen ist. Für Kinder allardings, die in den 1940er- und 1950er-Jahren die Schulzahnklinik aufsuchen mussten, war der Begriff «Rossmetzg» ein fester Bestandteil ihres Wortschatzes. Mit Vergnügen publizieren wir seine Erinnerungen, zumal die heutige Schulzahnklinik in der Sankt Alban-Vorstadt längst eine höchst humane Institution ist.

Eingrahmt von alten Herrschafts- und Handelshäusern, von der Universität, dem Botanischen-Garten und der Uni-Bibliothek, lädt der Petersplatz mit seinen alten Bäumen zum Verweilen ein, wäre da nicht jenes lang gezogene, markante Gebäude mit seiner mächtigen hölzernen Eingangspforte, dem Tor zu meiner Kinderhölle. Hier befand sich vor einem halben Jahrhundert die Schulzahnklinik, Ort des Leidens Tausender von Kindern, zu denen auch ich gehörte.

Selbst zu Hause war das Grauen vor dem nächsten Eingriff präsent, in Form einer grossen dunkelgrünen Karte mit der schematischen Skizze eines Gebisses, das mich höhnisch angrinste, und darunter viel Platz für Aufgebotsstermine hatte. Mit dieser Karte betrat man einen düsteren Raum im Parterre. Ich nehme an, dass ich ihr Unrecht tue, aber in meiner Erinnerung ist die Empfangsdame, die dort seit Jahr und Tag herrschte, schlicht hässlich, abweisend und unfreundlich. Vermutlich schlug ihr die undankbare Kundschaft aufs Gemüt. Sie war Herrin über eine Batterie von freudlosen Karteischränken aus kaltem Stahl. Man gab seine Karte ab, nahm auf abgeschabten Holzbänken Platz und harpte schicksalsergeben der Dinge, die da kommen würden. Eine Notgemeinschaft, die darauf wartete, aufgerufen zu werden. Es gab Kinder, die leise weinten, und andere, die seltsam abwesend vor sich hinstarrten. Und dann waren da noch die Angeber, welche mit masslos übertriebenen «Rossmetzg»-Geschichten ihre eigene Panik überdeckten. Es gab nur wenige Eltern, die ihre Kinder hibrachten. Vermutlich nur beim ersten Mal.

Ab und zu öffnete eine in Weiss gekleidete Frau die angstvoll beobachtete Türe und rief Namen in den Wartesaal, diesen Vorraum zur Hölle. Ihre Stimme war laut und energisch. Sie wusste wohl, dass Kinder in Not eher schlecht hören. Aufgerufen wurden kleine Gruppen für die Eingangskontrolle beim leitenden Arzt und einzelne Kinder, die für die Schlachtbank, re-



spektive den Behandlungsstuhl, bestimmt waren. Den Begriff «Stress» kannte man damals noch nicht, wohl aber die Symptome.

Weshalb lieferten mich meine Eltern der zahnärztlichen Willkür in der Rossmetzgerei aus? Nein, nicht allein der geringen Kosten wegen! Ausschlaggebend war eine Militärfreundschaft des Vaters mit dem Chefarzt der Schulzahnklinik. Die beiden hatten im Zweiten Weltkrieg in einer Sanitätseinheit Dienst geleistet, welche von der neutralen Schweiz für den Verwundeten-Austausch zwischen Bodensee und Mittelfrankreich zur Verfügung gestellt worden war. Das Vertrauen meines Vaters in Dr. Guthertz, den Leiter der «Rossmetzg», war unerschütterlich. Er hiess tatsächlich Guthertz.

Die Aufnahme des zahnärztlichen Befundes, die im Praxisraum des Chefarztes oder des Oberarztes stattfand, beschränkte sich auf wenige Minuten. Eine Lindenhofschwester übertrug die Massnahmen, die man ihr zurief, auf die Behandlungskarte. Wenige Begriffe, wie Bohren, Plomben, Ziehen, reichten aus, das Kind erstarren zu lassen. Der Nächste bitte.

In der grossen historischen Halle des Gebäudes befand sich fensterseitig zum Hof eine gerade ausgerichtete Linie von sechs Behandlungsstühlen, an denen Unterassistentinnen (Männer waren eher selten) des zahnärztlichen Institutes der Uni ihr Handwerk erlernten. Sie standen unter der Aufsicht einer älteren Ärztin, die seit Jahr und Tag ihrem freudlosen Gewerbe nachging. Aber nicht nur sie kannte ihre Untergebenen – auch im Warteraum wurden die auszubildenden Mitarbeiterinnen durch die Kinder eingeschätzt, benannt und qualifiziert.

Viele der kleinen Patienten hatten noch Milchzähne, die teils extrahiert, teils zum Schutz der nachwachsenden zweiten Zähne an «faulen Stellen» angebohrt und mit Amalgam verschlossen wurden, eine Tätigkeit, die übungshalber vor allem den Assistentinnen zugewiesen wurde. Engstände im Kiefer mit den zweiten Zähnen behob man durch gnadenloses Ausdünnen nach Försterart. (Aus diesem Grund ist auch meine Kollektion nicht mehr vollständig). Die Seniorärztin kümmerte sich um die Problemfälle oder unterstützte ihre Mitarbeiterinnen, wenn es galt, einen Zahn, der partout nicht herauswollte, zu ziehen.

An einem Galgen über jedem Zahnarztstuhl hing ein schwarzer Elektromotor, der ein mehrteiliges System von Stangen, Führungsrollen und Darmsaiten, die zum Bohrergriff gehörten, in Bewegung setzte. In der Tiefe des Zahnes spürte man jede einzelne Drehung. Dabei entstanden Hitze und Gestank. Eine Anweisung, zweifellos von einem Sparapostel oder Sadisten erlassen, zögerte den Austausch stumpf gewordener Bohrer hinaus.

Wir Kinder keilten uns tief in die harten, schwarz bezogenen Behandlungsstühle und fixierten den am Boden befindlichen Fusschalter des Foltergerätes, über den das Startsignal für eine weitere Schmerzrunde erfolgte. Auf Augenhöhe war ein Instrumentenbrett mit brennender Gasflamme, Fläschli mit ätzenden Lösungen und Watte. Injektionen zur Schmerz-Linderung waren selten. Ich bekam nie eine. So wurde an unseren Zähnen gebohrt, geraffelt, geschliffen, begleitet vom Sirren der schwingenden Darmsaiten. Die Behandlung wurde begleitet von den Geräuschen jener Kinder, die unter Tränen und unterdrückter Wut ihr Blut in die Lavabos ausspuckten, die man eigens zu diesem Zweck an der Rückwand des Raumes montiert hatte.



Die Technik erlaubte pro Sitzung glücklicherweise lediglich die Behandlung eines Zahnes. Der Satz, man müsse das nächste Mal nur noch die Amalgamplomben polieren, bedeutete, dass man den Klauen der Hölle entronnen war. Jene Kinder, die sich während der Prozedur den Schmerz aus dem Leib geschrien hatten, wurden mit Verachtung bestraft. Die besonders tapferen aber belohnte man mit einem Schöggeli oder Däfel. Ob man damit sicherstellen wollte, dass der Schulzahnklinik die Arbeit nicht ausging oder ob damit die Güte der Schinder unter Beweis gestellt werden sollte, mag offen bleiben.

Alfred Reidiger